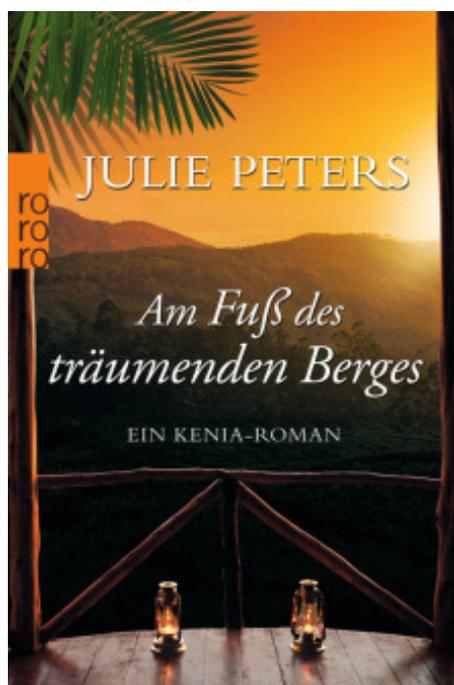


Leseprobe aus:

Julie Peters

Am Fuß des träumenden Berges



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Julie Peters

Am Fuß des
träumenden Berges

Ein
Kenia-Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf der Hafen Werbeagentur, Hamburg
(Umschlagabbildung: Robert Churchill, Geoff Dann,
Philip Lee Harvey/Getty Images)
Satz aus der Galliard BQ PostScript
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25448 2



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

*Immer wieder und immer mehr
Für Gordon*

*With rue my heart is laden
For golden friends I had,
For many a rose-lipt maiden
And many a lightfoot lad.*

*By brooks too broad for leaping
The lightfoot boys are laid;
The rose-lipt girls are sleeping
In fields where roses fade.*

A. E. Housman

Prolog

London, Juli 1910

Das Schiff legte an einem klaren, hellen Julimorgen in London ab. Es war ein hübsches Schiff, nicht so klobig wie manche andere Schiffe am Pier, aber auch nicht so klein, dass Audrey hätte befürchten müssen, der kleinste Windstoß könne es von den Wellen heben.

Es war, wie Reggie es so trefflich ausdrückte, ein gutes Schiff, mit dem man gerne um die halbe Welt reiste.

Doch bevor sie an Bord gehen durfte und dieses große Abenteuer begann, musste Audrey sich von ihren Eltern verabschieden.

Ihre Geschwister waren nicht mitgekommen. Sie waren am letzten Wochenende zu Hause in Southwold zu Besuch gewesen, um die Schwester ein letztes Mal vor der Abreise zu sehen. Für Audrey hatte es sich sehr endgültig angefühlt, als sie den zwölfjährigen Tom und die sechzehnjährige Catherine beim Abschied umarmt hatte. Ihr ältester Bruder John hatte sich in Oxford zwei Tage freinehmen können und ihr diese zwei Tage geschenkt. Sie wussten, wie weit Afrika weg war. Wie unwahrscheinlich es war, dass sie sich in Bälde wiedersehen würden.

Vielleicht, dachte Audrey wehmütig, würde sie keinen von ihnen je wiedersehen.

Das war der Moment, in dem sie begriff, was sie da tat. In die Fremde zu gehen, war das eine. Seine Familie zurückzulassen, etwas völlig anderes. Und mochten die Unterströmungen noch so reißend sein, die unausgesprochenen Dinge noch so schwer auf ihnen lasten ... Was blieb, war dieser Abschied, dieses Gefühl der eigenen Endlichkeit angesichts der unendlich scheinenden Trennung.

Als sie sich gestern Abend im Haus ihrer Eltern von Alfred verabschiedet hatte, hatte sein Verstand nicht begriffen, dass es für immer war. Er hatte Audrey fröhlich zugewinkt und fröhlich gerufen: «Ald, Dridri!»

Bis bald, Audrey.

Der Abschied von ihm fiel ihr besonders schwer. Sie vermisste ihn schon jetzt, und sie fürchtete, wenn sie nicht mehr jeden Tag bei ihm saß, würde irgendwann nicht mehr so gut für ihn gesorgt. Seine Pflegerin Emma würde sicher irgendwann nachlässig, die Eltern waren gleichgültig. Für sie schien Alfred nicht mehr zu existieren. Sie hatten den jüngsten Sohn ebenso aus ihrem Herzen verbannt wie ihre Tochter.

Als Alfred ihr so ausgelassen winkte, war das der Moment, als sie zum ersten und letzten Mal weinen musste.

Jetzt aber, am Pier von London, an der Seite ihrer Eltern, blieben ihre Augen trocken.

Ihre Mutter stand steif neben ihr. Eleonore Collins blickte kalt, so kalt, dass nicht einmal der Wind wagte, ihren Hut in Schwingungen zu versetzen

«Du wirst es dort gut haben», stellte sie rigoros fest, als

fürchte sie, Audrey könne in letzter Minute zusammenbrechen und ihre Eltern anflehen, bei ihnen bleiben zu dürfen.

Eine letzte Umarmung, kühl und pflichtbewusst. Diese steifen Arme sagten nichts. Audrey verschluckte sich an dem Kloß in ihren Hals. Ganz kurz spürte sie den gewölbten Leib der Mutter, der sich gegen ihren eigenen, flachen Bauch drückte. Nach über zehn Jahren Pause bekam sie ein sechstes Kind.

Audrey verstand genau, warum.

Ich weine nicht euret wegen.

Sie versuchte, sich das einzureden. Dass der Abschied von den Eltern sie nicht ins Bodenlose stürzen ließ.

Ich weine, weil ihr eurer Tochter nicht mal in der Abschiedsstunde ins Gesicht sehen könnt. Weil ihr in Gedanken schon bei einem neuen Leben seid, in dem ich keine Rolle spiele, und Alfred vielleicht auch nicht.

«Audrey.»

Ihre Mutter trat zurück und machte ihrem Vater Platz. Er musterte sie ernst, als prägte er sich ihr Gesicht noch einmal ein. Sie wussten beide, das war nicht nötig. Er würde das Gesicht der Tochter, die das Leben der ganzen Familie zerstört hatte, niemals vergessen. Das hatte er sie in den letzten zwölf Monaten immer wieder spüren lassen.

«Vater», murmelte sie. Wie gerne hätte sie den Schneid gehabt, ihm jetzt noch einmal trotzig die Stirn zu bieten! Hatte er sie dafür nicht immer geschätzt? Hatte er damals nicht immer gesagt, wie stolz er doch auf seine Tochter sei, die sich nie für den einfachsten Weg entschied, sondern immer für den, auf dem sie kämpfen musste?

Ich bin gestürzt. Keiner hat mich aufgefangen.

Sie schüttelte den Kopf. Sie wollte glauben, dass Besorgnis in den alten Augen ihres Vaters aufblitzte. Augen, die so alt waren seit letztem Sommer. Seit alles so anders war.

«Mach uns keine Schande, hörst du?» Er nickte zu den beiden Leuten herüber, Reggie und Rose Winston, beide im Alter ihrer Eltern, die sie auf der Reise begleiten würden. Und obwohl sie Fremde waren, fühlte Audrey sich ihnen mehr verbunden als den Menschen, die sie einundzwanzig Jahre lang aufgezogen hatten. Die sie zu dem Menschen geformt hatten, der sie jetzt war und der jetzt fortgeschickt wurde.

Weil ich unerträglich bin.

«Nein», antwortete sie schließlich. Kein Widerspruch, nicht mehr. Wie hatte sie getobt und widersprochen, früher. Wie hatte sie sich gewehrt gegen die Eiseskälte der Eltern, hatte sich aufgelehnt mit ihren beschränkten Mitteln. Nichts hatte geholfen, und schließlich hatte sie sich gefügt.

Aber auch das hatte die elterliche Gleichgültigkeit nicht zu durchdringen vermocht.

Wenn sie wenigstens wütend wären. Wenn sie mir Vorwürfe machen würden.

Nichts. Für Eleonore und Horatio Collins gab es diese Tochter nicht mehr, und deshalb lohnte es auch gar nicht, sich ihretwegen zu grämen oder sich um ihre Zukunft Sorgen zu machen. Sie bestieg dieses Schiff nach Afrika und heiratete dort einen anständigen Mann. Damit war das Thema erledigt. Sicher würden sie nie mehr ein Wort über sie verlieren.

«Ich werde schreiben», versprach sie. Und weil sie nicht wusste, ob sie den Vater umarmen durfte zum Abschied, blieb sie abwartend vor ihm stehen, bis er die Hand ausstreckte, seltsam unbeholfen. Mit dem anderen Arm zog er sie für einen kurzen Moment an sich, doch beide wussten, wie sehr ihm diese Geste zuwider war. Audrey schluckte. Sie roch seinen schlechten Atem und etwas anderes, leicht Ranziges, das sie nicht benennen konnte. Vielleicht das Alter.

«Es wird Zeit, meine Liebe», zwitscherte Rose. Sie umfasste Audreys Arm und zog sie sanft zu sich, weg von den Eltern. Eine Geste, so viel freundlicher als alles, was von ihren Eltern kam.

«Ja», sagte Audrey und blieb stehen.

Sagt doch irgendwas. Sagt mir, dass ihr mich vermissen werdet. Sagt mir, dass ihr mich liebt.

Aber es kam nichts dergleichen.

Ihre Eltern waren keine Lügner.

Sie haben mir nicht verziehen, dachte Audrey, während sie hinter Rose die Gangway hinaufging.

Keine Tränen. Es war alles gesagt, und für Tränen war kein Platz mehr.

Wenn Kinyua staunen wollte, besuchte er die Weißen. Der Weg dorthin war nicht weit. Seine Füße trugen ihn zu der Farm, vorbei an den langen Reihen Teepflanzen, zwischen denen sich die Frauen seines Stammes ebenso rasch fortbewegten wie die jungen Männer, die sich etwas dazuverdienten.

Geld, damit fing es schon an. Silberrupien nannten sie ihr Geld. Silbern war an diesen Papierfetzen nichts, es stand nur darauf – behaupteten die Weißen –, und für diese Papierfetzen konnte man sich tatsächlich etwas kaufen. Kinyua hatte nicht schlecht gestaunt, als er Mr. Noori zum ersten Mal einen Papierstreifen gegeben und einen Sack Mais und einen Korb Maniok bekommen hatte.

Und er hatte silbrige Münzen obendrauf bekommen, die erstaunlicherweise nicht so viel wert waren wie diese Papierstreifen.

Er ließ seine Füße wandern, den Blick nach oben gerichtet, zum Himmel. Zum Gipfel des Kere-Nyaga, des strahlenden Bergs, Hort des Ngai. An diesem Morgen lag der Berg in Hochnebel gehüllt, verträumt und entrückt bot er sich den Menschen dar.

Nicht nur die Neugier trieb Kinyua zu den Weißen. Ja, er belächelte sie gerne, weil sie rafften, was sie kriegen konnten. Weil sie riesige Häuser aus Stein bauten wie Bwana Winston, der ein Dutzend Räume ganz allein für sich hatte. Keine Ziegen oder Kühe lebten in diesem aus Stein gemauerten Haus. Nicht einmal die Boys oder der Koch schliefen darin; sie liefen abends zu den Hütten, in denen die Arbeiter mit ihren Frauen wohnten.

Kinyua verstand diese Männer nicht. Warum lebten sie nicht im Dorfverband wie früher? Wieso waren sie mit den Frauen auf das Land des Weißen gezogen – das ihm im Übrigen gar nicht gehörte, weil er es ihnen einfach weggenommen hatte –, statt auf ihrem eigenen Grund und Boden zu bleiben?

War es wirklich so viel leichter, sich mit Papier abspesen zu lassen für das, was man brauchte?

Gerne hätte Kinyua gefragt, was diese Männer tun würden, wenn sich Mr. Noori eines Tages weigerte, die Papierstreifen und Silbermünzen gegen Nahrung einzutauschen. Dazu zwang ihn doch niemand.

Als er sich dem Haus näherte, trat gerade Bwana Winston auf die Terrasse. Er hob die Hand, und auch Kinyua hob die Hand, ganz leicht nur.

Bwana Winston blickte ihm schweigend entgegen. Er verstand inzwischen, dass Kinyua stets zuerst sprach.

«Die Ziegen», sagte er.

«Ihr habt schöne Ziegen», sagte Bwana Winston. «Viele Ziegen.» Er nickte bekräftigend. «Sie geben gute Milch.»

«Diese Ziegen sind krank», entgegnete Kinyua und blieb stehen. «Sie fressen nicht, und ihnen tun die Füße weh.»

Bwana Winston überlegte. «Dann soll wohl unser Verwalter sich die Tiere ansehen?» Bwana Randolph kannte sich mit Ziegen aus. Er kannte sich mit allen Tieren aus.

«Er darf nicht in unser Dorf», versetzte Kinyua.

Bwana Winston seufzte. «Kinyua. Wie lange kennen wir uns nun?»

«Du bist vor acht großen Regenzeiten hergekommen.»

«Acht Jahre, genau. Und jedes Mal, wenn eines eurer Tiere krank wird, schicke ich euch Mr. Randolph.»

«Und jedes Mal kam danach eine Krankheit über ein Kind, oder eine Frau war mit einem Wechselbalg schwanger, das so bleich aus ihrem Schoß gekrochen kam, dass es von dem Weißen besessen sein musste.»

Der Bwana lächelte. «Du hast schon sehr christliche Ansichten, dafür, dass du unseren Missionar verjagt hast, Kinyua.»

Davon wollte Kinyua nichts hören. Der Missionar, den Bwana Winston ins Dorf geschickt hatte, war ein Verrückter und hatte keine Ahnung. Er hatte von Ngai erzählt, dem Einen Gott, aber dann hatte er behauptet, er sei gar nicht verheiratet gewesen mit Mumbi, und neun Töchter habe er auch nicht gehabt, sondern nur einen Sohn, der Wasser in Wein verwandeln konnte. Ein Gottessohn, der ein saures, berauschendes Getränk herstellte, obwohl sie hier vor allem genug Wasser benötigten, um die Felder zu bestellen? Das war doch verrückt!

«Er kommt nicht in unser Dorf. Ich bringe eine Ziege her, und er sagt, was wir tun müssen.»

Bwana Winston widersprach nicht. Er wusste um Kinyuas Macht. Auf Kinyua hörten sogar die Ältesten, sie lauschten andächtig seinen Worten, weil er der muramati war.

Als muramati oblag ihm die Verantwortung, für die Menschen seines Dorfs im Diesseits zu sorgen. Er teilte das Land zu, und zu ihm kamen die Leute, wenn sie einen

Zwist hatten. Meist versuchte Kinyua zu vermitteln. Wenn das nicht gelang, schickte er sie zum mondo mogo, der für Gerichtsverfahren und Geisterbeschwörungen ebenso zuständig war wie für die Heilung von Krankheiten. War ein Streitfall zu schwierig, wurde er vor den Ältestenrat gebracht und dort verhandelt.

Kinyua war nicht freiwillig hier. Die Ältesten hatten ihn gegen seinen Willen hergeschickt. Wenn Kinyua das Sagen gehabt hätte im mbari, hätte er den anderen gesagt, dass die Krankheit der Ziegen eine Strafe Ngais war, weil sie für die Weißen arbeiteten. Denn seit die Wazungu, die weißen Männer, in dieses Gebiet vorgezogen waren, wurden Kühe und Ziegen, Frauen und Kinder krank und starben.

Aber vielleicht war es ja Ngais Wille und der seiner Vorfahren, dass er mit dem Bwana über Ziegen redete und darüber, dass dessen Verwalter die Finger nicht von den Frauen seines Stammes lassen konnte.

Kinyua blieb stehen und beobachtete den Bwana. Der lehnte lässig gegen einen Pfeiler, der das tiefe Dach der Veranda trug, und zündete sich eine Zigarette an.

«Du bist einsam, Bwana Winston.»

Er musterte Kinyua erstaunt. «Was weißt du über Einsamkeit?»

«Ich habe drei Frauen. Mit drei Frauen ist man sehr einsam. Meist sind sie sich einig.»

Und außerdem hatten sie immer zur selben Zeit ihren Mondfluss, aber davon verstanden die Weißen nichts. Bei ihnen war alles so rein und sauber. Wahrscheinlich gab es etwas so Unreines bei ihnen gar nicht.

« Mit einer Frau wäre ich also weniger einsam? »

« Nachts hättest du es schön warm. Und es ist gut für dich. Für deinen Körper. »

Bisher hatte er nur eine weiße Frau gesehen. Und die hatte ein Kleid getragen, das so hell war, dass es aussah wie der Schnee auf dem Kere-Nyaga. Mythisch und geheimnisvoll wie der Schnee, den kaum jemand aus seinem Volk je aus der Nähe betrachtet, geschweige denn berührt hatte.

Er fragte sich, ob die Kleider der Weißen wohl auch so kalt waren wie der Schnee. Ob sie darin froren?

Der Bwana lachte. « Tja, ich hab keine Frau. Aber einsam, nein, ich würde mich nicht als einsam bezeichnen. » Er schüttelte den Kopf.

Kinyua musterte ihn überrascht. « Aber was ist mit der Memsahib, die alle paar Wochen zu Besuch kommt? », fragte er. « Ich dachte, sie wärmt dich. »

Bwana Winston pflückte sich einen Tabakkrümel von der Zunge. Lächelte er? Ja, er lächelte. « Die Memsahib wärmt mir nicht das Lager. Sie ist eine gute Freundin. »

Kinyua verstand zwar nicht, warum eine Freundin ihm nicht das Bett wärmen konnte. Aber was wusste er schon. In den Augen dieses Mannes war er nur ein Wilder.

« Vielleicht suche ich mir eine Frau », fuhr der Bwana fort. « Es wäre schön, eine zu haben. Aber hier draußen will ja keine vernünftige Frau leben. Zu viel Wildnis. »

« Such dir eine, die nicht anders kann. Eine Hübsche, die froh ist, in die Wildnis zu dürfen », schlug Kinyua vor. So war er an seine dritte Frau gekommen. Ihre Familie war ausgelöscht, nur ein entfernter Onkel war noch

da, der sie nicht als unnützen Esser in seiner Hütte haben wollte. Also hatte er sie Kinyua angeboten. Ihm gefielen ihr feuchter Mondkalbblick und ihre schweren Brüste. Sie war brav und dankbar, ihn nachts in ihrer Hütte begrüßen zu dürfen, und inzwischen hatte sie ihm schon zwei Söhne geschenkt.

Eine gute Frau.

Aber irgendwie ahnte er, dass die weißen Männer, die Wawingereza oder Engländer, wie sie sich selbst nannten – das Wort verknotete ihm Herz und Hirn –, ihre Entscheidung darüber, welche Frau die richtige für sie war, nicht nach diesen Kriterien trafen. Diese Männer waren so merkwürdig, dass Kinyua sogar vermutete, dass sie sich erst den schwächenden Gefühlen hingaben, bevor sie sich durch regelmäßigen Beischlaf stärkten.

Bwana Winston lachte. «So leicht ist das nicht, Kinyua», meinte er.

Natürlich nicht. Diese Weißen waren schon ein komischer Menschenschlag.

«Ich bringe eine Ziege», sagte Kinyua. «Heute oder morgen.»

Der Bwana sagte nicht, dass er die Ziege lieber heute oder morgen hier hätte. Er wusste, Kinyua hielt nichts von dem, was die Weißen so gerne trieben: ihre Lebenszeit in kleine Häppchen zu teilen, bis es nicht mehr ging, nur um dann zu klagen, dass diese winzigen Häppchen allzu schnell verflogen.

Kinyua rechnete in Regenzeiten. Das reichte vollkommen aus.

Er drehte sich um und ging. Den kurzen Rasen über-

querte er, gerade weil er wusste, wie sehr Bwana Winston es hasste, wenn er darüberging.

Er trat in den Wald. Der Bwana hatte sein Land klug gewählt. Es lag am Rand der Savanne, dort, wo die Landschaft in die gebirgigen Ausläufer des Kere-Nyaga überging. Fruchtbare Böden und viel Regen, wenn denn Regen kam. Gutes Land. Roter, lehmiger Boden, der die Teepflanzen hoch wachsen ließ. Die silbrigen Blätter, die sich langsam im Morgentau entrollten, waren zart und versprachen viel.

Einst hatte das Land seinen Vorfahren gehört. Doch dann war der weiße Mann gekommen und hatte sich das Land genommen, als habe es ihm schon immer gehört. Aber das konnte nicht sein, denn niemand erzählte Geschichten von den Weißen, nicht einmal die ganz Alten.

1. Kapitel

Am schlimmsten waren die Nächte, in denen sie keinen Schlaf fand. Wenn sie sich stundenlang von einer Seite auf die andere wälzte, wenn sie in die Dunkelheit lauschte und glaubte, die Rufe zu hören.

Wenn sie fürchtete, verrückt zu werden.

Anfangs hatte sie geglaubt, das würde vergehen wie ein hartnäckiger Schnupfen oder der Sommer. Sie hatte wirklich gedacht, es würde irgendwann nicht mehr so schlimm sein. Dass die Zeit sie trösten würde, dass sie voranschreiten durfte auf dem Weg, den sie für sich gewählt hatte.

Aber dann kam der Brief aus Deutschland, unpersönlich und knapp. Der Inhalt hätte sie nicht überraschen dürfen, aber die Worte empfand sie als Ungerechtigkeit, der sie sich nur widerwillig beugte. Sie hatte bis zu dem Moment noch glauben wollen, dass es nicht so schlimm sei. Dass sich alles wieder einrenken würde.

Kurz darauf kam niemand mehr ins Haus ihrer Eltern, fast als wüssten die Leute von Southwold, was in dem Brief stand. Sie war geächtet, und mit ihr die ganze Familie. Niemand lud sie mehr zu den Teepartys ein, und wenn Audrey allein über die Straße ging, wandten sich die Leute ab und taten, als kannten sie sie nicht.

Ihre Eltern wurden ebenso gestraft wie ihre jüngeren Geschwister, und ihr älterer Bruder John schrieb aus Oxford, ihm erginge es nicht anders, seit die Geschichte bekannt geworden war. Die Leute redeten, und für sie trug allein Audrey die Schuld am Unglück ihrer Familie.

Sie war an allem schuld, und das ließ sie nachts nicht mehr schlafen.

Das und die Erinnerung an ihr Verbrechen.

In dieser Nacht im September stand sie schließlich auf. Der Himmel verlor im Osten bereits alle Farbe und wurde zu lichtem Grau, überzogen von einem rosigen Hauch. Schon bald ging die Sonne auf und vertrieb mit ihren Strahlen die sanften Farben.

Audrey stand lange am Fenster. Sie blickte nicht hinaus, sie war blind für die Schönheit der Natur und taub für das Zwitschern der Vögel, für das sanfte Rauschen des Meers hinter den Dünen. Sie sah nicht diesen stillen Morgen, sondern hörte nur das grelle Lärmen eines heißen Sommertags.

Zwei Monate war das nun her. Seitdem hatte nichts ihren Schmerz lindern können.

Schließlich kleidete sie sich sorgfältig an und verließ ihr Zimmer unterm Dach des großen Pfarrhauses. Sie schlich an den Schlafzimmern ihrer Eltern und der Geschwister im Obergeschoss vorbei, und auf der alten Holztreppe ließ sie die eine Stufe aus, von der sie wusste, dass sie knarrte.

In der Küche war es noch ruhig. Sieheizte den Herd an, schob Scheite nach und wartete, bis das Feuer munter brannte. Dann füllte sie den Teekessel, stellte ihn auf die Herdplatte und löffelte Teeblätter in die Kanne mit der

angeschlagenen Tülle. Sie legte die Hand auf die Wand des Teekessels und spürte die Wärme. Wärme, die zu Hitze wurde.

Audrey wandte den Kopf und schaute aus dem Fenster. Vorbei an dem Bord mit Zucker und Teedose, mit Kaffeemühle und angeschlagenen Bechern. Vorbei an der Tüllgardine und den Kräutern auf dem Brett. Sie sah nichts davon, sie spürte nur die Hitze, die sich langsam in ihre Handfläche fraß und den Arm hinaufstieg. Sie fröstelte dennoch.

Aber sie ließ nicht los. Es war eine Prüfung. Wie viel Schmerz hielt sie aus?

Erst als hinter ihr ein leiser Schrei erklang, fuhr sie herum. Millie war sofort neben ihr, packte ihre Hand und riss sie weg.

«Kind, pass doch auf!»

Audrey sah erstaunt die Brandblasen, die auf ihrer Handfläche erblüht waren.

«Warum tust du so was?», schimpfte das Dienstmädchen. Kopfschüttelnd zog sie Audrey am Handgelenk zum Wassereimer und zwang ihre Hand in das kalte Wasser.

Audrey sog scharf die Luft ein. Für den Moment war dieser Schmerz sogar noch köstlicher, noch tiefer als der am Wasserkessel.

Millie blickte sie streng an. «Lass die Hand im Wasser», ermahnte sie Audrey. Sie trat an den Herd, packte den pfeifenden Kessel mit einem Handtuch am Griff und goss das sprudelnd kochende Wasser über die Teeblätter. Dann schob sie den Kessel zurück auf den Herd. Sie schaute in

die Teekanne und schüttelte den Kopf. «Versteh nicht, wieso du so was machst», meinte sie.

«Was mach ich denn?», fragte Audrey leise. Ihre Knie zitterten, und ihr war eiskalt.

«Würde ich dich nicht besser kennen, würde ich meinen, du wärst verrückt geworden. Bleib da, hörst du? Kühl die Hand, dass es keine Narben gibt. Ich hole das Lavendelöl aus dem Nähkästchen deiner Mutter.»

Vielleicht bin ich das ja, dachte Audrey. Verrückt vor Schmerz, verrückt vor Angst. Denn das war das Schlimmste. Sie fürchtete die Zukunft, die nichts mehr bereitzuhalten schien für sie, jetzt, da sie alles verloren hatte.

Mit einem Ruck stieß Millie sich vom Herd ab. «Naja, ist nicht meine Sache. Dein Vater wird nicht erfreut sein, wenn er das sieht.»

Wenn er überhaupt noch was sieht, dachte Audrey.

Für ihn war sie so gut wie unsichtbar, nicht nur für die Leute auf der Straße, die sie schnitten.

Natürlich erfuhr ihr Vater davon. Millie konnte es ihrer Mutter nicht verheimlichen, und die trug es gleich weiter. Am frühen Nachmittag ließ er nach ihr schicken.

Audrey hielt die rechte mit der linken Hand umklammert, als sie vor seinem Arbeitszimmer stand. Millie hatte die Brandblasen mit Lavendelöl bestrichen und anschließend einen Verband angelegt, unter dem die Haut puckerte und pochte.

Die Tür zum Arbeitszimmer war geschlossen, wie immer, wenn er nicht gestört werden wollte. Er schrieb vermutlich an der Sonntagspredigt oder war damit beschäf-

tigt, seine naturkundliche Sammlung zu sortieren. Er war ein viel beschäftigter Mann, der die häuslichen Belange gewöhnlich seiner Frau überließ. Wenn er eines seiner Kinder zu sich zitierte, dann nur, weil es etwas angestellt hatte.

Sie atmete tief durch und klopfte an. Mit der rechten Hand, der schmerzenden.

«Herein!»

Sie trat ein, schloss die Tür und blieb stehen.

Ihr Vater saß hinter dem wuchtigen Schreibtisch, die Brille auf die Nasenspitze geschoben und einen Kasten mit Gesteinsproben vor sich auf dem Tisch. Die Sonne schien durch die hohen Fenstertüren hinter seinem Rücken und ließ die Haare wie ein silbriger Heiligenschein glänzen. Er schaute nicht auf, sondern sagte nur: «Setz dich, Audrey.»

Er klang müde. Als koste es ihn viel Kraft, mit seiner ältesten Tochter so streng ins Gericht gehen zu müssen. Oder als sei es ja doch unwichtig, denn gleichgültig, wie oft er sie zurechtwies, sie blieb doch das Kind, das ihm den meisten Kummer bereitete. Vergebene Liebesmüh, sich für sie noch einzusetzen.

Audrey hätte sich gern hingesetzt, aber sie blieb aus Trotz stehen. Ihre Hand pochte, und sie sah winzige Punkte vor ihren Augen tanzen. Sie hatte heute noch nichts gegessen, nur die Tasse Tee hatte sie am Morgen gehabt.

«Millie hat deiner Mutter erzählt, was passiert ist. Sie meint, du hättest es mit Absicht getan.» Endlich ließ er von den Steinen ab und hob den Kopf. «Nun? Was hast du dazu zu sagen?»

Sie schwieg.